

An aerial photograph of a winter forest. The ground is covered in a thick layer of snow, and the trees are mostly bare, their branches dusted with white. A dark, winding road with a dashed white center line cuts through the forest, curving from the top right towards the bottom right. The overall scene is serene and quiet.

DAVID
PARK

REISE
DURCH
EIN
FREMDES
LAND

ROMAN

DUMONT

DAVID PARK
REISE
DURCH EIN
FREMDES
LAND

Roman

Aus dem Englischen
von Michaela Grabinger

DUMONT

Für James und Sophie in Vaterliebe

Der Fotograf muss etwas von der Empfänglichkeit des Kindes, das zum ersten Mal auf die Welt blickt, oder des Reisenden, der ein fremdes Land betritt, in sich haben und bewahren.

Bill Brandt

Ich betrete das vereiste Land, ohne zu wissen, welchem Teil der Welt es angehört. Manchmal sehe ich es wie aus der Sicht einer Drohne, so weit unten erstreckt sich die verschneite Landschaft, Berge, Schluchten, Seen und Wälder, die plötzlich aufragen und meine Augen mit ihren weißen Ästen streifen. Dann wieder stecke ich bis zu den Knien darin, kein Horizont zu erkennen, kämpfe mich mühsam voran auf dieser Reise, deren Sinn unklar ist, weiß nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Die Welt ist verhüllt, nach und nach erstickt alles Leben wie das Schaf, das in einer hohen Schneewehe an einer alten Steinmauer eingeschlossen ist und das ich nicht herausziehen kann. Alles ist verborgen, auch die Geheimnisse, die ich tief in mir festhalte, damit sie nicht ans Licht geraten, und die Welt dehnt sich so endlos, dass sie sich nicht in ein einzelnes Bild fassen lässt und ich die Augen nur zusammenkneife, um sie vor dem Schneegestöber zu schützen. Alles braucht seinen Sinn, und ich muss meinen finden oder dem Drängen des vereisten Lands nachgeben, mich in meine Müdigkeit zu fügen und den Kopf auf das weiche Kissen aus Schnee zu legen. Auch Bruegels Jäger stapfen müde aus den Wäldern hinter dem Dorf hervor, wo sie Nahrung auftreiben wollten, und die Menschen, die sich auf

dem zugefrorenen See vergnügen, laufen ihnen nicht entgegen oder verstehen auch nur, was sie durchgemacht haben. The Revenant kehrt zurück, um sich an dem Mann zu rächen, der seinen Sohn umgebracht hat.

Alles braucht seinen Sinn. Was also bringt mich auf diese Reise?

Ich stolpere schneeblind dahin, voller Angst, ich könnte jeden Augenblick in eine offene Spalte stürzen oder an der Felskante in die plötzliche Leere treten und mit rudernden Armen etwas zu fassen suchen, woran ich mich festhalten kann, um den unaufhörlichen Fall zu beenden. Dann erreiche ich den See, und mein Blick ist wieder klar. Das Eisgeröll zittert im schimmernden Mondlicht, die erstarrten Kristalle spiegeln die Sterne. Sterne, deren Kälte Löcher ins gewölbte Dunkel brennt.

Dort am anderen Ufer steht ein Haus. Ein Haus, in dem Licht brennt. In dem Haus ist eine Treppe, die ich hinaufsteigen muss. Doch wie soll ich hinkommen? Es geht nur über den zugefrorenen See. Wer nimmt mich bei der Hand? Wer leitet mich jetzt? Ich blicke hinter mich, aber es ist nur der brausende Wind in den Bäumen zu hören, der den Schnee verstäubt und die ganze Welt frösteln lässt.

Gemeinsam schieben wir die dicke Schicht von der Windschutzscheibe. Oben ist der Schnee noch weich, offenbar hat es bis in die frühen Morgenstunden geschneit, doch am Glas treffen unsere Handschuhe auf einen gefrorenen Belag, den ich mit Enteisungsmittel besprühe. Bevor ich die Tür öffne, um den Motor anzulassen und Warmluft an die Windschutzscheibe zu blasen, kratze ich möglichst viel von den Seitenfenstern und der Heckscheibe ab, während Lorna mit dem langen Besen die Motorhaube und das Dach freiräumt, bis sich nach und nach graues Metall zeigt. Unser Atem formt undurchsichtige Sprechblasen auf den Lippen, obwohl kein Wort fällt, während sich das frühe Morgenlicht in den Schnee gräbt und er zu pulsieren scheint. Doch es wärmt nicht genug, um Zeichen von Leben zum Vorschein zu bringen, und die stummen Felder rings um das Haus sind nur von den fahrigen nächtlichen Spuren eines Tiers auf der wirren Suche nach Nahrung gezeichnet.

Als ich die Wagentür öffne, knirscht das angefrorene Schloss gequält, und auf den Fahrersitz fällt ein kleiner Schwall Schnee, der sich in dunkle Wasserflecken verwandelt, während ich ihn mit der Hand wegzuwischen versuche. Lorna steigt ebenfalls ein, und wir sitzen in dem eisigen Au-

to wie in einem Iglu, blind für die Welt. Einen Moment lang fühlt es sich sicher an, abgeschirmt von allem da draußen.

»Es ist Wahnsinn, Tom.« Sie schreit fast, um die Heizung zu übertönen.

»Was bleibt uns übrig?«

»Vielleicht geht es bald wieder los mit den Flügen. Ich finde es zu gefährlich«, entgegnet sie und richtet den Luftstrom auf ihre Fensterseite.

»Wir können ihn nicht einfach dort lassen. Er muss nach Hause.«

Wir starren auf die Windschutzscheibe. Über den Belüftungsschlitzen ist ein klarer Streifen entstanden, der immer breiter wird. Das Gebläse dröhnt in den Ohren.

»Hast du das Navi eingestellt?«

»Ja.«

»Und hast du auch alles dabei?«, fragt sie mit einem Blick auf die Rückbank. »Die Thermosflaschen und den Proviant bringe ich gleich.«

»Ja, ich denke schon«, antworte ich und gehe im Kopf die Notausrüstung durch, die wir in der Nacht dilettantisch zusammengestellt haben – Schaufel, Schlafsack, warme Kleidung, Taschenlampe, ein Stapel CDs und natürlich, wie immer, meine Kamera. Im Kofferraum ist ein Plastikkanister mit Benzin und bescheuerterweise, für mich nicht nachvollziehbar, das braune Segeltuch-Wigwam unserer zehnjährigen Tochter Lilly mitsamt aufgedruckten Pferden, Monden und Sternen. Sie hat darauf bestanden, obwohl ich ihr erklärt habe, dass man durch das Ding durchspucken kann, und für weitere Diskussionen hatte ich keine Kraft. Ihr Schneemann steht noch immer wie ein Nachtwächter auf seinem Posten in unserem Vorgarten.

»Du meldest dich, hörst du?«, sagt Lorna zum ungefähr vierten Mal. »Hast du das Ladekabel?«

Ich nicke. An der Windschutzscheibe wird das nächste Fleckchen frei.

»Das dauert ja ewig«, sage ich und rücke mit dem Kopf näher an die Scheibe, als könnte mein Atem den Prozess beschleunigen.

»Wann geht die Fähre?«

»Halb acht. Zeit genug«, sage ich und füge »wenn alles gut geht« hinzu, denn angesichts der beispiellosen Schneefälle, die das gesamte Land lahmgelegt haben, ist nichts mehr gewiss, nicht nur die Relation zwischen Zeit und Entfernung. Die ganze bisher vertraute Welt ist aus den Fugen geraten.

An der Scheibe bildet sich ein kleines Loch. Wäre ich allein, würde ich mein Auge daran pressen und durch die winzige Linse ins milchige Licht hinausstarren. So verbringe ich meine Tage, so betrachte ich die Welt. Das Eis rings um das Loch löst sich, wird matschig. Licht dringt ins Wageninnere. An manchen Tagen in letzter Zeit fühle ich mich wie zu einer winzig kleinen Lochblende geschrumpft, so sehr hoffe ich, dass sich das Bild der Welt endlich zu etwas Beständigem fügt und dieses unkalkulierbare Schwanken in mir verschwindet. Genervt schalte ich die Scheibenwischer ein. Zuerst passiert nichts, dann erbeben sie träge und beginnen über die Scheibe zu jagen.

»Und fahr langsam und vorsichtig«, sagt Lorna. Sie sieht mich an.

Nach der Anstrengung des Schneeräumens sind ihre Wangen knallrot, und unter der Wollmütze spitzt eine schmale Strähne hervor.

»Ich fahre ganz vorsichtig. Hauptsache, sicher hinkommen, ganz egal wie lang es dauert, und ihn wieder nach Hause bringen.«

»Er darf an Weihnachten nicht allein sein, besonders dieses Weihnachten nicht«, sagt sie ebenso sehr zu sich wie zu mir. »Nicht mal, wenn es ihm gut gehen würde. Und wenn es ihm jetzt so schlecht geht ... Wir müssen ihn nach Hause bringen.«

»Wir müssen ihn nach Hause bringen.« Der Satz kann in dem vereisten Wagen nirgendwohin, hängt in der Luft und erstarrt zu Schweigen.

Unser Sohn Luke sitzt drei Tage vor Weihnachten in Sunderland fest, weil der Flughafen von Newcastle geschlossen ist. Er studiert dort und wohnt in einem hundert Jahre alten heruntergekommenen, verschachtelten Haus. Seine fünf Mitbewohner, alle Studenten, haben sich über die Ferien aus dem Staub gemacht. Jetzt hockt er ganz allein da, und es geht ihm nicht gut. Was ihm genau fehlt, ist bei seinen Anrufen nicht klargeworden, aber er hat auf jeden Fall Fieber und Grippe Symptome. Zweimal hat er sich schon aus dem Bett geschleppt und ist zum Flughafen gefahren, und jedes Mal wurde der Flug gecancelt. Sämtliche späteren Flüge sind ausgebucht. Seine Mutter quält sich selbst, indem sie in die vagen Angaben am Telefon etwas Schlimmeres als die Grippe hineininterpretiert, eine Lungen- oder – das wäre das Allerschlimmste – eine Hirnhautentzündung. Obwohl sie ins Internet gegangen ist und ihn die Symptome abgefragt hat wie den Katechismus, lässt sie sich nicht beruhigen. Vielleicht verständlich, wenn man bedenkt, dass sie ihre eigenen Erfahrungen mit der Fehlbarkeit des Körpers machen musste – ein weiterer Grund, Luke nach Hause zu holen.

Er muss die nächsten Tage bei uns sein, nicht in der Ferne in einer fremden Umgebung.

Die Scheibe ist fast frei. Ich unterdrücke den Reflex, Wasser auf die verbliebenen Eisstückchen zu spritzen, denn sie würde nur wieder überfrieren. Lorna und ich sehen uns an. Sie legt mir die Hand auf den Arm und sagt, ich sei ein guter Vater. Ich selbst würde das nie behaupten, aber es kann nicht schaden, unseren Sohn heimzubringen. Gut möglich, dass das zumindest kurzfristig positiv für mich ins Gewicht fällt.

»Ich muss los.«

»Ich hole das Essen und die Thermosflaschen«, sagt sie. Als sie die Tür öffnet, löst sich innen ein schmaler Streifen Schnee. Während ich ihr nachblicke, wie sie zur Küchentür stapft, wirkt sie plötzlich zerbrechlich in meiner Wanderjacke, die ihr mehrere Größen zu groß ist. Sie trägt sie über dem Schlafanzug, die rosa Hosenbeine bauschen sich über den Stiefelschäften. Wenn ich weg bin, wird sie sich wieder hinlegen, und hoffentlich ist im Bett noch ein bisschen Wärme von mir. Ich gehe die CDs durch, ohne mich entscheiden zu können, mit welcher die Reise beginnen soll.

Als Lorna zurückkommt, muss ich fast schmunzeln, weil sie alles in die Kühlbox gepackt hat, die wir normalerweise im Sommer für Picknicks verwenden. Sie stellt sie auf den Beifahrersitz, schnallt sie an, nimmt den Deckel ab und zeigt mir den Proviant, so viel, dass ich für jeden Notfall gerüstet bin.

»Die Thermoskanne mit dem Kaffee und die Sandwiches liegen ganz oben, und hier sind die Brausetabletten gegen Erkältung und das Aspirin«, sagt sie und reicht mir eine Plastiktüte, die ich von der Flughafenkontrolle her kenne. Jetzt

ist sie mit sämtlichen Medikamenten gefüllt, die in unserem Haushalt zu finden waren. »Die bewahrst du getrennt auf. Und sorg dafür, dass er mehrere Gläser mit Brausetabletten trinkt, das Fieber muss runter.« Sie streckt den Arm über den Sitz aus, und ich drücke sanft ihre Hand. Dann schließt sie die Tür. Ich starte den Wagen.

Unser Toyota RAV 4 hat uns noch nie im Stich gelassen, noch auf keinem einzigen der hundertdreißigtausend angezeigten Kilometer, aber ich höre trotzdem angestrengt hin, schließlich gibt es immer ein erstes Mal. Er wurde drei Tage lang nicht bewegt, doch ich habe den Motor jeden Morgen gestartet, und als er anspringt, tätschle ich dankbar das Lenkrad. Unsere geschwungene Auffahrt, die wir am Vortag bis hinunter zum Tor freigeräumt haben, gleicht mit den seitlich aufgeschütteten Haufen einer Schikane. Beim Einschlagen meldet sich mein Rücken, und mir wird klar, warum Herzinfarkte oft auftreten, wenn man Schnee geschippt hat. Obwohl seit den letzten Stunden weniger Schnee fällt und er keine Probleme bereitet, fahre ich langsam, taste mich im zweiten Gang vor. Unten an der Straße bleibe ich stehen, um nachzusehen, ob irgendwas kommt, aber auch um ein letztes Mal zu überprüfen, ob ich alles habe, was ich brauche. Ich klopfe auf die Innentasche mit dem Ticket für die Fähre und stelle mein Handy in den Getränkehalter neben der Handbremse. Die verschneite Fahrbahn ist unberührt, folglich bin ich der Erste auf unserer Zufahrtsstraße, deren struppige Randhecken jetzt geglättet sind und im steigenden Licht nach und nach mit glitzerndem Reif überzogen erstrahlen.

Ich biege links ab und nehme die Steigung in Angriff – keine besonders steile Steigung, aber schon auf halber Strecke drehen die Räder durch, und der Wagen gerät ins Rutschen.

Ich ziehe die Handbremse an, doch mir ist bereits klar, dass ich es nicht hinaufschaffen werde. Vorsichtig lasse ich den Wagen rückwärts hinunterrollen, bis ich wieder vor unserem Tor bin. Nur gut, dass Lorna reingegangen ist und nichts mitbekommt. Das Rinnsal, das aus der Wiese hinter unserem Haus fließt und sich wie ein schmales Band seitlich den Hang hinunterzieht, ist im Winter morgens manchmal spiegelglattes Eis. Wenn die Räder greifen sollen, muss ich in der Fahrbahnmitte bleiben. Ausnahmsweise bedaure ich es, dass noch kein schweres Fahrzeug von einem Gehöft in der Gegend über die Straße gedonnert ist und den Schnee gespurt hat, aber es sind nur die Abdrücke meines ersten, fehlgeschlagenen Versuchs zu sehen. Beim zweiten erreiche ich die Kuppe fast, doch als ich auf den letzten Metern unwillkürlich Gas gebe, schlittert der Wagen abrupt zur Seite und rutscht trotz aller Gegenmaßnahmen in einem absurden Winkel den Abhang hinunter. Alles ist verkehrt, nichts, wo es sein soll, und ich habe keine Möglichkeit, das Auto wieder gerade auszurichten. Ich kann so hektisch gegenlenken und bremsen, wie ich will, das macht alles nur schlimmer. Kurz ergreift mich eine seltsame Ruhe und die fast freudige Erkenntnis, dass die Welt, wie schon immer gehnt, einfach so ist und einem nichts bleibt, als abzuwarten und zu sehen, was passiert.

Unten kommt der Wagen quer zur Fahrbahn zum Stehen, mit der Schnauze zu dem Tor, durch das er eben erst hinausgefahren ist, als würde er sein Versagen bereits bekennen und am liebsten zu seinem Parkplatz beim Haus zurückkehren. Das ist kein gutes Omen für die Reise, und ich überlege schon, sie abubrechen, bevor sie richtig begonnen hat, doch dann denke ich an unseren Sohn. Ich darf ihn nicht im

Stich lassen, kann nicht fünf Minuten nach der Abfahrt wieder ins Haus spazieren, als würde ich aufgeben, ohne es wirklich versucht zu haben. Über das Lenkrad gebeugt mache ich mir klar, dass die Steigung aus dem Stand nicht zu bewältigen ist. Das Wenden gestaltet sich schwierig, weil ich kaum Platz habe, und beim Zurückstoßen gerate ich an die Hecke und sehe im Spiegel, wie sich ein Schwung Schnee über die hintere Scheibe ergießt. Aber dann ist es vollbracht, und ich fahre auf dem flachen Straßenstück in die entgegengesetzte Richtung, weg von der Steigung, bis zur Auffahrt eines Nachbarn, wo ich wieder wende. Ich bleibe im zweiten Gang, kann jetzt besser beschleunigen, halte das Tempo, während ich die Steigung nehme, und lasse den Fuß von der Bremse. Ich bin oben. Die restliche Strecke bis zur Landstraße ist mit entsprechender Vorsicht machbar. Auch hier stehen Schneemänner in den Vorgärten, und weil es mich so euphorisch stimmt, das erste Hindernis überwunden zu haben, erscheinen sie mit den auf mich gerichteten schwarzen Augen einen Moment lang wie eine Ehrengarde, die alles Gute wünscht. Ich schalte das Radio ein und erwische den Wetterbericht. Weitere Schneefälle sind zu erwarten, doch diesmal trifft es den Süden Englands. Zum Schluss wird vor Reisen gewarnt, die nicht unbedingt notwendig sind.

Keine Reise ist so notwendig wie die zum eigenen Sohn, um ihn nach Hause holen, um den kranken Sohn an Weihnachten nach Hause zu holen, erkläre ich der Radiostimme. Nach dem Abbiegen auf die Landstraße, die geräumt und gestreut ist, tätschle ich noch einmal das Lenkrad, schiebe die erste CD ein und sage mir, dass Gespenster keine Fußstapfen im Schnee hinterlassen.

Musik spielt bei uns eine große Rolle, und ihr Fehlen in den letzten Monaten war bezeichnend für unsere düstere Stimmung. Deshalb freue ich mich, in der Abgeschiedenheit meines Autos wieder Musik hören zu können, ohne mich als unsensibel zu empfinden. Lorna mag Motown und Sängerinnen wie Dusty Springfield und Adele. Und Musik ist eines der wenigen Dinge, die Luke und mich einander nahebringen. Wir waren sogar schon bei mehreren Konzerten – bei Neil Young in Dublin und bei The Gaslight Anthem im Limelight. Im Limelight habe ich mich ein bisschen alt gefühlt, aber die Musik war gut, und keiner hat sich an mir gestört oder mir das Gefühl gegeben, der älteste Berufsjugendliche der Stadt zu sein. Für die vielen Stunden, die vor mir liegen, habe ich Robert Wyatt, Van Morrison, REM, John Martyn und Nick Cave dabei.

Und die CD der Great Lake Swimmers, die mir Luke zum Geburtstag geschenkt hat. Ich habe für den Rückweg extra Sachen mitgenommen, die auch ihm gefallen – Ash, The Smiths, The National, *On the Beach* von Neil Young. Luke spielt schon lange Gitarre und hatte in der Schule eine Band, bis sich die Wege trennten, als alle auf verschiedene Unis gingen.

Weil es noch früh ist und die Schulen wegen der Ferien geschlossen sind, herrscht kaum Verkehr, und ich komme gut voran. Auf dem Weg ins Zentrum wirkt die Stadt so verschlafen, als wäre sie nicht bereit, sich dem Tag zu stellen und die steif gefrorene Decke abzuschütteln, die in der Nacht über sie gebreitet wurde. Die Weihnachtsdekoration ist noch ausgeschaltet und der Schnee nur gefärbt von den Scheinwerfern weniger Autos und dem Licht in den Eingangsbereichen der Gebäude, in denen der Tag für die ers-

ten Angestellten bereits begonnen hat. Die Stadt gleicht einem ihrer Obdachlosen, die zum Schutz gegen die Kälte zusammengerollt und in Altkleiderschichten gehüllt auf der Straße schlafen.

Im Hafen kommen mir Zweifel, ob die Fähre alle Lastwagen in der Schlange aufnehmen kann. Einer nach dem anderen verschwindet in den Tiefen des Frachtdecks, während die Abgase die Luft stoßweise hetzen und zerreißen. Ein verspäteter Fahrer läuft mit einem Blatt Papier unter dem Arm und einem Pappbecher mit Tee oder Kaffee in der Hand zu seinem Führerhaus, schwingt sich hinein, wirft das gefaltete Blatt an die Windschutzscheibe und lässt den Motor aufheulen. Auch diese Fahrten gehören zum täglichen Ritual der Wirtschaft, von dem ich so wenig Ahnung habe, dass ich mich fast wie ein Eindringling fühle, während ich in der Reihe warte.

Neben den Lastern und Pkws stehen auch viele Fußgänger an, vermutlich Leute, die sich wegen der geschlossenen Flughäfen mit der Fähre oder dem Zug auf den Weg zu ihren Familien machen. Ich frage mich, wie sie alle hineinpassen sollen und ob mir mein Ticket einen Platz garantiert oder ob man auch hier, wie bei Flügen, routinemäßig überbucht, weil damit gerechnet wird, dass einige Passagiere gar nicht erst auftauchen. Doch dann dauert es nicht lange, und ich fahre auf die Rampe und werde zu einem Stellplatz gelotst. Den Geruch, der mir beim Aussteigen entgegenschlägt, erkenne ich sofort wieder – eine Mischung aus Diesel, mit Salzwasser gereinigtem Metall und etwas undefinierbarem. Auf vielen der Autos, zwischen denen ich mich durchschlängle, liegt noch Schnee, und auf einigen Rücksitzen stehen Tragetaschen mit weihnachtlich verpackten Geschenken. Ich gehe

hinter anderen Fahrern die Treppe hinauf und suche mir einen Aufenthaltsraum.

In meiner Kindheit kam man sich auf der Fähre wie auf einem Viehfrachter vor. Mittlerweile geht es vornehmer und komfortabler zu, es gibt Restaurants und Geschäfte und weiche Sitze, kein rissiges Plastik und harte Bänke. Sogar einen Christbaum haben sie aufgestellt, und im Hintergrund dudeln Weihnachtslieder. Das Personal begrüßt mich, als hätte ich ein Hotel betreten, während der Gestank von eben dem Duft von Essen und Kaffee weicht. Allerdings füllt sich der Raum bereits mit Menschen, die mit Taschen und Koffern ihre Reviere abstecken. Ein Heißgetränk in der einen, das Handy in der anderen Hand teilen sie ihren Gesprächspartnern mit, dass sie auf der Fähre, auf dem Weg nach Hause sind. Ich schreibe Lorna, dass ich es geschafft habe und die Straßenverhältnisse passabel waren.

Die junge Frau auf dem Sitz neben mir bittet mich, ihre Tasche im Auge zu behalten, sie möchte sich etwas zu essen holen. Als sie mit Kaffee und einem Sandwich zurückkommt, erzähle ich ihr, dass ich nach Sunderland fahre, um meinen Sohn abzuholen. Der Frau, die hinter dem Schalter auf dem Parkdeck mein Ticket kontrolliert hat, habe ich es auch schon erzählt. Offenbar gibt es mir ein gutes Gefühl, etwas halbwegs Heroisches zu tun, und als jemand, der sein Leben mit dem Abfotografieren von Dingen verbringt, die ihn nicht sonderlich interessieren, habe ich nur selten heldenhafte Momente. Ich mache vorwiegend Hochzeitsfotos – nur Fotos, niemals Videos, egal wie viel Honorar man mir bietet –, Familienporträts, hin und wieder, wenn ich Glück habe, ein paar Firmenfotos und was sich sonst noch ergibt.